Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 15 (1935-1936)
Heft: 12

Rubrik: Kultur- und Zeitfragen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kultur- und Zeitfragen

Betrachtungen zur Courbet-Ausstellung im Zürcher Kunsthaus.

Was die gegenwärtige Ausstellung im Zürcher Kunsthaus von Gustave Courbet zeigt, ist ein sehr guter Querschnitt seines Gesamtwerkes. Sie stellt für Zürich und für die Schweiz ein bedeutendes künstlerisches Ereignis dar, nicht nur, weil kostbare Bilder aus Museen von Weltrang hier gesammelt werden konnten, sondern weil uns die seltene Gelegenheit geboten ist, in das Werk eines der größten Lehrmeister des Malens tiefen Einblick zu tun. Dabei machen wir wieder einmal die Entdeckung, daß gute Malerei durch Jahrhunderte gut bleibt und daß es, um sie hervorzubringen, viel weniger eines reichen, gedanklichen Rüstzeugs braucht, als vielmehr des zündenden Funkens, der aus dem Herzen eines sinnenfrohen Menschen kommend, seinen Weg direkt durch den Pinsel nimmt.

Vielleicht wirkte die Corotausstellung des letzten Jahres auf mehr Menschen anziehend, wohl weil sich durch die in ihr ausgebreiteten Werke ein einziger Sonntag zog. Corot war ein glückhaft veranlagter Mensch, der im kleinen Kreis seiner Zurückgezogenheit die Feiertagsstimmung einer ganzen Welt gefunden hat. Die Courbetausstellung verlangt vom Besucher ein Reagieren auf absolut malerische Werte, ein Mitgehen in eine größere und vielgestaltigere Welt, um dem Temperament, das immer mit dem Kopf voran Wände einstieß, folgen und gerecht werden zu können. Bei Corot übersieht man vorerst das Handwerk, um dann erst aus einem sofort sich einstellenden Glückempfinden heraus auch die fast zeitlos hohe Kultur der Oberfläche des Bildes gewahr zu werden. Sicher hatte dieser Maler den größten Respekt vor dem Material, eine Eigenschaft, die er übrigens mit den meisten seiner französischen Kollegen teilte. Anders Courbet, er war ein Maler, der, wenn es keine Pinsel gegeben hätte, mit den Fingern oder irgend einem andern Werkzeug seine Bilder gemalt haben würde. Er reiste viel, sah sich überall um und hat auch alles gemalt, was er an seiner Straße fand. Er hatte den Mut dazu — und weil der grenzenlos ehrgeizige und draufgängerische Mensch auch noch verblüffen wollte, hat er vermocht, neue Wege zu weisen, aber auch Menschen von kultiviertem Geschmack mit manchen seiner Bilder vor den Kopf zu stoßen.

Bei Manet und anderen Zeitgenossen scheint das Malvergnügen zugedeckt vom Esprit persönlicher geistiger Potenz. Bei Courbet liegt es offen zu Tage — er ist im Gegensatz zu den erwähnten Andern der Nurmaler, der Malbesessene. Er wollte weder der Nachahmer der Alten, noch ein Nachäffer von Zeitgenossen sein. Aus der Kenntnis der Tradition wollte er das unabhängige Gefühl für seine Individualität schöpfen. Eine gewalttätige Verbindung verschiedener Organismen führte aber den Künstler zu Einheiten, deren Elemente sich doch nie ganz zusammenfinden können. Sein Ehrgeiz trieb ihn immer, es den Alten gleich zu tun, sie wenn möglich noch zu überbieten. Courbet mengte die fremden Kunstelemente, während Manet sie zusammenzuführen verstand. Courbet blieb befangen vor der Überlieferung, während Manet über ihr stand. Beide waren sie zu Gast bei Velasquez, aber während Manet's Weg von den Spaniern schnurgerade heimging, führte Coubet's Weg über Michelangelo.

Courbet war frei von dem Trieb, malend zu erzählen. Sein untrüglicher Instinkt im Farbigen führte ihn immer zum restlos Malbaren, während ihn sein überstarkes Erleben der Form fast zum Bildhauer prädestiniert erscheinen läßt. Er malte die Dinge, wie er sie sah und nicht das, was er von ihnen wußte. Das war es nun auch, was zu seinen Lebzeiten revolutionär wirken mußte. Die scheinbar unbekümmerte Motivwahl und sein Handwerk, das so glänzend, naturhaft und urkräftig anmutete, war es, was auf die Zeitkollegen schulhaften Einfluß gewann.

Sein erstes Erscheinen auf deutschen Ausstellungen löste unter den von der Geschichtsmalerei bereits abgerückten Malern einen wahren Sturm der Begeisterung aus. Leibl und sein Kreis empfingen ihn in München wie ihren Führer. Umstanden von Kollegen malte er dort eine Isarlandschaft und bediente sich dazu der Spachtel. Kaulbach meinte, das ginge schon bei einer Landschaft, aber bei einem Akt als Vorwurf wäre doch wohl die Handhabung und Wahl des Malzeugs eine andere. Schnell ward Courbet ein Mädchen zur Verfügung gestellt und dieser Nurmaler, dem jedes greifbare Ding auch malbar erschien, bewältigte zum Staunen der Deutschen seine Aufgabe nicht anders, als hätte er, statt der so ganz andern Oberflächenbeschaffenheit eines weiblichen Körpers, einen Acker vor sich.

Diese Inbrunst des Malens belegen in unserer Ausstellung manche Bilder. Für mein Gefühl zuerst die beiden Fischstilleben. Und vor diesen reinen Malereien erleben wir das Unglaubliche, daß wir über dem Fest für die Augen, auch innerlich ergriffen werden. Oder ist es nicht, als umwittere die schimmernden Leiber eine Tragik der Tierseele? Nicht vor manchen Werken Courbet's fühlt sich der Beschauer seelisch gepackt, aber wenn es geschieht, ist Leibl's trefflicher Ausspruch bestätigt, daß es verkehrt sei, die Seele malen zu wollen, sie sei immer ungewollt, kraft der Individualität, die den Pinsel führte, in einer guten Malerei enthalten. Eine große Zahl prächtiger Portraits sind in der Ausstellung. Außer einiger Selbstbildnisse sind es vor allen die Portraits von Hector Berlioz und Pierre Dupont, die uns ins Wesen der Dargestellten einen Blick tun lassen — wenn auch immer, auch auf diesem Felde Courbet'scher Kunst, der Schwerpunkt der qualitativen Beurteilung auf die blutvolle breite Malerei gelegt werden muß. Courbet hat sein alles Malbare umfassendes Stoffgebiet in zeitlich zusammenhängenden Gruppen von Bildern erarbeitet, die ihn jeweils durch mehrere Jahre ausschließlich fesselten. Einmal waren es die Landschaften seiner Juraheimat, dann die großen Gruppenbilder, die Aktbilder, die Jagdbilder und für sich wieder die Strandbilder — das Meer. Im Bereich dieser Gruppe ist es die „Woge" aus dem Louvre, die einen Höhepunkt in Courbet's Schöpfungen überhaupt bedeutet. Das ist nun wieder mehr als nur herrliche Malerei — es ist die verlebendigte Monumentalität aufgewühlter Naturkraft. Monumental (nicht im Sinne farbig dekorativen Schmükkens) wirkt auch das „Begräbnis", das im Kunsthaus neuerdings einen fabelhaften Platz erhalten hat. Die Komposition in ihrer klaren Form und der Kompaktheit der Massen von Dunkel und Hell, das ernste farbige Konzert verankert sich einem fest im Gedächtnis und es ist das beste Zeugnis für den Gestalter Courbet, wenn er ein zeitverhaftetes Gruppenportrait zu einer Geschehnisschilderung erheben konnte, der überzeitliche innere Macht des Ausdrucks eignet.

Die paar aufgeschriebenen Gedanken sollen kein Führer werden durch die Courbetausstellung. Man wäre, wollte man ausführlicher werden, zu sehr versucht, immer nur spezifisch malerische Schönheiten aufzuzeigen. Vielleicht ein relativ bescheidenes Bild darf ich noch erwähnen, das Courbet recht eigentlich schon unter die Impressionisten reiht. Es ist die „Schafherde am Abend", in dem ein fabelhaft sicheres Erfassen und schnelles Notieren flüchtigen Eindrucks steckt. Wie scheint das leicht hingewischt, wie geistreich ist das Vorüberfliehen der Herde mit dem Mittel des festen Pols des stehenden Mannes glaubhaft gemacht! Formal und farbig ist dieses Bild aus einem Guß — im Gegensatz zu größeren Werken des Künstlers, in denen das Figürliche sich manchmal selbstherrlich von der Umgebung trennen möchte.

Bedauerlich ist, daß Courbet maltechnisch nicht sehr solide arbeitete. Wenn das Fieber des Malens über ihn kam, mußten die Mittel herhalten, die am nächsten lagen. Er malte gerne auf dunkel gestrichene Gründe und wenn er über sie seine Stufungen des Lichtes breitete, muß er sich Gott ähnlich vorgekommen sein, der auch, als er die Welt erschuf, ins Chaos zuerst die Sonne setzte. Courbet konnte gewiß nicht immer warten, bis seine Gründe, oder bereits übermalte Bildpartien

trocken genug waren — sein Bildgedanke eilte allen Werdestationen voraus. Und wir haben jetzt die Bescherung, daß wir Meisterwerke eines Malgenies nach noch nicht hundertjährigem Bestehen schon in recht ruinösem Zustande treffen. Durch alle Nachdunkelungen, durch Firnisschichten und Zeitpatina hindurch ahnen wir aber doch die ursprüngliche Frische und Kraft einer köstlichen Primamalerei. Wenn diese Malerei dem Stilleben galt (wir finden es auch, unsagbar schön, als Bilddetails auf fast allen großen Kompositionen), so hat sie restlos ihr Schönstes gegeben. Freuen wir uns, daß wir einen der größten Meister der Farbe, einen der anregendsten Maler aus hoher Zeit französischer Kunstblüte durch Monate quasi bei uns zu Hause haben dürfen!

Alfred Marxer.

Zur kirchlichen Lage in Deutschland.

Wir geben im Folgenden einem langjährigen Leser und Freund unserer Zeitschrift das Wort zur Darlegung seines Standpunktes zum deutschen Kirchenstreit Die Entgegnung bezieht sich auf die beiden Aufsätze, die Herr Pfarrer Wilhelm Vischer in den Heften 1 und 11 des laufenden — XV. — Jahrganges veröffentlicht hat. Wir werden in einem der nächsten Hefte das Problem noch von nichttheologischer Warte aus beleuchten lassen. Redaktion.

Die zwei Artikel des Pfarrers von St. Jakob Basel, früheren Dozenten der theologischen Schule in Bethel Wilhelm Vischer dürfen nicht unwidersprochen bleiben. Sie sind geeignet, die schiefe Beurteilung der kirchlichen Lage, die die politische Presse bei uns durch parteiliche Berichterstatter angerichtet hat und noch anrichtet, zu stärken. Infolge zahlreicher Beziehungen in allen Lagern darf ich für folgende Darstellung einstehen:

Die Tapferkeit, mit der sich hier ein bedrohter Glaubensstandpunkt zur Wehr setzt, in allen Ehren. Aber Professor Mulert wird wohl recht haben, wenn er in der „Christlichen Welt" schreibt: „Es ist immer wieder vorgekommen, daß man diejenigen für die im Volk und Kirchenvolk stärksten hielt, die am lautesten rufen". Wir Schweizer haben uns in der großen Mehrheit als Anhänger der Volkskirche bekannt. Wer aber auch nur oberflächlich sich damit beschäftigt hat, weiß, daß ein Bekenntnis, wie es von Herrn V. gefordert wird, der Untergang einer solchen, alle die verschiedenen Formen protestantischen Geistes verbindenden, möglichst weit gespannten Kirche sein muß. Wenn dann gar, wie er es in längeren Ausführungen tut, jede andere Überzeugung als die eigene mit dem Ausdruck Baalsdienst bezeichnet wird, muß man sich nicht wundern, wenn seine so hoch gepriesene Bekenntniskirche immer mehr auf Widerstand stößt. Versuche, im gleichen Sinn bei uns vorzugehen, sind in erfreulicher Weise sofort zurückgewiesen worden, und die Hoffnung, den Kampf auf unsern Boden hinüberzuspielen, ist bis heute nicht in Erfüllung gegangen.

Bekennen, zur Sache stehn, Opfer für die Überzeugung bringen, ist keineswegs bloß dieser Bekenntniskirche eigentümlich. Verweltlichung und Politisierung sind auch andern Christen Gefahren, gegen die man sich wehren muß mit aller Kraft, aber wenn ein starres Buchstabenbekenntnis an Stelle jener innern Bekenntnistreue tritt, wenn die Dogmen als conditio sine qua nonund zwar in ihrer massivsten Form, ohne jeden Versuch der Vergeistigung, für die Glieder der Kirche aufgestellt werden, machen gerade die besten und ernstesten Protestanten nicht mit, weil sie eben jene Volkskirche gefährdet sehen. Gleichzeitig haben sie so viel vaterländisches Gefühl, daß sie davor zurückschrecken, in einer Notzeit, wie sie Deutschland seit Jahrzehnten durchmacht, Gräben zwischen den Volksgenossen aufzureißen und sich leidenschaftlich gegen jeden Kompromiß aufzulehnen, auch dann, wenn er weder der Überzeugung noch der Wahrhaftigkeit Unmögliches zumutet. Es sind

gerade in letzter Zeit führende Männer, wie Zöllner und Marahrens, an einer Kirchenpolitik irre geworden, die dazu geeignet ist, die Kirche Luthers endgiltig zu zerschlagen, und haben sich ohne Preisgabe ihrer Verantwortung bemüht, die ausgestreckte Hand des Staates zu ergreifen. Man könnte wirklich meinen, man habe es in Deutschland mit einem zweiten Nero zu tun, wenn man die Intransigenz dieser Bekenntnischristen jedem staatlichen Versuch gegenüber, der die Versöhnung anstrebt, beobachtet. Die „Bekenntnisse" — denn es sind auch solche —, welche in stärkstem Maß der Unterhändler Kerrl zur religiösen Welt, ja zum „positiven" Christentum immer wieder abgibt, haben das gleiche Schicksal wie die Friedensversicherungen des Kanzlers den Großmächten gegenüber. Wenn diese von den alten Feinden verhöhnt und als unglaubhaft zurückgewiesen werden, so ist es noch einigermaßen verständlich; wenn jene von den eigenen Volksgenossen mit demselben Nachdruck und Widerstand als falsch und bloße Phrase behandelt werden, so ist es schon weniger begreiflich bei Leuten, die bei jeder Gelegenheit ihre Vaterlandsliebe betonen.

Ich kenne keinen Staat, der von der ersten Stunde an und seitdem immer wieder seine religöse Grundlage so stark betont hat, wie der heutige deutsche. Wo hat z. B. eine Regierung der Schweiz sich so ungehemmt zu Gott und gegen die Gottlosigkeit gestellt? Und nur weil die deutsche auch für die Volksgenossen, die sich nicht unter das Dogma beugen können, Freiheit und womöglich Heimatrecht in der Volkskirche verlangt, ist ihr ganzes „Bekenntnis" nichts! Wir Schweizer haben in langem Ringen die Bekenntnisfreiheit uns errungen und fühlen uns wohl dabei. Die Massenaustritte, die in Deutschland so erschreckend eingesetzt haben, kennen wir nicht. Unsere Kirchen erhalten sich selbst durch ihre freiwillig geleisteten Kirchensteuern, während in Deutschland der Staat, von dessen Anerbieten die Bekenntnisfront nichts wissen will, in den meisten Landeskirchen zum mindesten die Beisoldungen und Pensionen noch zahlen muß. Daß er zugleich die Kirchen von ihrem Hauptfeind, der organisierten Gottlosigkeit befreit hat, wäre schon Grund genug, seinen Zusicherungen mehr Vertrauen entgegenzubringen. Auch wenn man mit der fast religiösen Betonung des Nationalen nicht einverstanden ist, wenn dort nach dem Gesetz der Pendelbewegung die Unterbetonung der Rasse durch starke Überbetonung abgelöst wird, wenn man zu den ältesten religiösen Erinnerungen des Volkes zurückgreift und eine Verbindung zwischen ihnen und den später erworbenen herzustellen versucht, das alles ist doch kein Grund, sich so trotzig abzuschließen. Und wenn man von Knebelung spricht, so vergißt man allzu leicht, was für Herausforderungen dieser vorangegangen sind. Trotzdem hat der Staat immer wieder mit einer erstaunlichen Geduld die zerrissenen Fäden von neuem angeknüpft und sich an den Verhandlungstisch gesetzt. Kein Wunder, daß ein großer Teil der Bekenntnisfront sich eines Besseren besonnen und des ewigen Haders müde Frieden zu schließen sucht. Steht es uns an, solchen Friedensschluß zu hindern und zu verdammen?

Will man endlich einmal alle Vorurteile hinwegräumen, mit denen wir Schweizer fast systematisch gefüttert werden, so muß man diesem geistigen Ringen großes Verständnis entgegenbringen, zumal wenn man die Berührungspunkte entdeckt, die auch auf diesem Gebiete zwischen den beiden Ländern vorhanden sind.

Weder die Deutschen Christen mit ihrer Einseitigkeit nationaler Art, noch die Bekenntniskirche mit ihrer dogmatischen Starrheit, dafür aber jene große und weitverzweigte Zwischenwelt von geduldigen religiösen Arbeitern, theologischen Lehrern und Gemeindepfarrern hat unsere Sympathie, weil sie sich der Verantwortung bewußt ist, die die Kirche in einem im Tiefsten aufgewühlten, von einem Weltkrieg heimgesuchten Volke zu tragen hat. Sie schließen sich nicht zu Kampfbünden zusammen, um das Chaos noch zu vermehren. Sie sind keine lauten Rufer im Streit und werden darum leicht übersehen. „Die große Mehrzahl der evangelischen Christen in Deutschland hat zweifellos keine Neigung zur sog. Deutschgläubigkeit, aber die meisten gehören auch nicht der bekennenden Kirche an", schreibt

Mulert, und wir wollen so viel Gerechtigkeitssinn und Geduld aufbringen, um abzuwarten, was jene, ohne ein Aufheben von sich zu machen, erreichen, indem sie in allem Kampf einfach ihre Pflicht tun für Volk, Kirche und Vaterland. Einer entschlossenen Kampfgruppe uns aber zu verschreiben, wie es Herr V. verlangt, wäre gänzlich außerhalb des Rahmens, den unsere Pflicht der Nachbarschaft und geistigen Verwandtschaft uns vorschreibt.

In „The Christian Century" in Chicago wendet sich im gleichen Sinne der Lutheraner John F. C. Green gegen die fortwährenden Falschmeldungen über die Deutsche Kirche in amerikanischen Blättern, der 1935 in Deutschland mit Professoren, Pfarrern, Arbeitern und Seeleuten längere Zeit verkehrte und mitteilt: „Sie alle bitten das Ausland, sie ihre heimischen Probleme allein lösen zu lassen, wozu sie zweifellos in der Lage sind. Starres Festhalten an überlebten Formen erregt den Unwillen der Laien. Das heutige Heidentum, das sich unter einem Nebel christlicher Formen versteckt, ist schlimmer als das Neuheidentum, das die Kirche bekämpft. Die deutsche Regierung wünscht ehrlich die Kirche zu stärken, denn sie hatte ja vorher mit den bestehenden atheistischen Körperschaften aufzuräumen. Ohne diese Aufräumungsarbeit gäbe es in Deutschland allerdings keinen Kirchenstreit, aber auch keine Kirche mehr." D. Hans Baur.

Bücher Rundschau

Die Urbarmachung der römischen Campagna.

Selbst der eifrigste Rompilger wird seine Bestrebungen auf die Aufnahme der Kunstdenkmäler, auf den Genuß der Villen und auf einige Ausflüge ans Meer und die Sabinerberge beschränken, daneben in der Aufsuchung der Erinnerungsstätte ältester christlicher Zeit und im pomphaften Kult der heutigen Kirche eines gewaltigen geschichtlichen Zusammenhanges bewußt werden, aber darüber hinaus kaum eine Verbindung mit den lebenden Menschen, soweit sie nicht zur dienenden Schicht gehören, gewinnen. Und so geht es ihm ein wenig, wie dem klassischen deutschen Menschen edelsten Gepräges, einem Goethe und einem Wilhelm von Humboldt, für die Rom der Mittelpunkt der alten und neuen Welt, ein Spiegel der Weltgeschichte ist, aber die lebende Stadt, soweit sie freilich damals lebte, stumm und unbeachtet blieb. Goethe zwar eröffnete sich auch ein Blick in die Verhältnisse des einfachen Volkes in einer reizenden Liebesgeschichte, aber im übrigen ging es ihm wie dem Maler, den an dem verlumpten Bettler nur das malerische Motiv erfreute. In den Briefen romantischer Maler, etwa eines Erwin Speckter oder Franz Florny, sind Beziehungen zu bäuerlichen Menschen kleiner Ortschaften der römischen Vorberge von einer Zartheit und einem Adel der Gesinnung geschildert, daß sie wie an eine untergegangene schönere Menschheit anmuten, wo von einem Kampf ums Dasein nichts zu spüren war. Die Campagnabilder eines Leopold Robert, auf denen Erntefeste und freudig geschmückte, zum Tanz bereite Menschen dargestellt sind, erhalten in jenen Briefen ihre Bestätigung. Und doch herrschte auch damals die tötliche Malaria in der Campagna und unter der bäuerlichen Bevölkerung die größte Armut. Diesem tatsächlichen Kampf um den Boden, dem gingen die romantischen Maler so wenig nach, wie es der Reisende tun kann. Und doch gibt es wenige Stücke Erde, deren Schicksal uns so gefangen nimmt, als eben der Agro Romano, das Land um Rom gegen das Gebirge und das Meer. Zunächst eben aus jener ästhetischen Betrachtung, welcher W. v. Humboldt in der unvergeßlichen Weise Ausdruck verliehen hat, indem er an Goethe schreibt: „Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer Wert ist als dies ganze Geschlecht". Damit konnte sich freilich ein aufstrebendes Volk nicht zufrieden geben und bald nach der Besitzergreifung Roms durch die Italiener setzten die Bestrebungen zur Urbar-